Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 20 (1887)
Heft: 32

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

№ 32.

Berner Schulblatt

Organ der freisinnigen bernischen Lehrerschaft.

Erscheint jeden Samstag. Bern, den 6. August 1887. Zwanzigster Jahrgang.

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 5. 20, halbjährlich Fr. 2. 70 franko durch die ganze Schweiz. — **Einrückungsgebühr:** Die zweispaltige Petitzeile oder deren Raum 20 Cts. — **Bestellungen:** Bei allen Postämtern, sowie bei der Expedition in Bern und der Redaktion in Thun

Der Wille und die Willensfreiheit.

Aus der Schrift: Über Zurechnungsfähigkeit, Willensfreiheit, Gewissen und Strafe. Theoretisches und Praktisches.

Von Dr. *G. Glaser*, Arzt in Münchenbuchsee.

Das Wort *Wille* ist der begriffliche Ausdruck für die im Sinne eines Triebes der Selbsterhaltung und des Wohlergehens des Individuums wirkende, vom Bewusstsein wahrgenommene, latente Seelentätigkeit, *Wollen*, die sich geltend macht und betätigt, sobald dem Hirn unter der Form von Vorstellungen ein funktioneller Inhalt zugeführt worden ist.

In dem Wollen erkennt das Bewusstsein die eigentliche innere Tätigkeit des Hirns, die sich in diesem abspielt, Dank seines anatomischen Baues, seiner Ernährung und seiner spezifischen physiologischen Energie, teilweise im Gegensatz zur Beurteilung der Vorstellungen, die das Bewusstsein als von aussen dem Hirn zu Teil gewordenen Besitzstand anerkennt.

Gemeinsam ist jeder Hirntätigkeit des Wollens die Beziehung des gegenwärtigen Zustandes des Denkens und des Tuns auf einen andern künftigen. Dort beschränkt sich das Wollen auf die nervösen Gebilde innerhalb der Schädelkapsel, Hirnzellen und Verbindungsfasern, fibræ propriæ (innere Willenstätigkeit beim bewussten Denken), hier erfolgt eine Projektion desselben nach aussen längs centrifugal leitender Nerven (Willensäusserung im engern Sinne des Wortes). Aber nicht jede motorische Erscheinung des menschlichen Organismus ist Äusserung des Willens, als solche bezeichnen wir vielmehr nur jene motorischen Leistungen, die vom Sitz des Bewusstseins resp. vom Grosshirn ausgehen.

Das Bewusstsein der Tätigkeit des Wollens entwickelt sich am deutlichsten aus der Wahrnehmung der Tätigkeit des Wählens, die ihrerseits erst möglich ist, wenn zwei oder mehrere Vorstellungscomplexe in gegenseitige Beziehung gebracht werden gegenüber einem oder mehreren dritten, gegenüber Ziel- und Zweckvorstellungen. Der Akt der schliesslichen Wahl ist das Wollen.

Voraussetzung zum Zustandekommen einer Willenstätigkeit ist also die Besetzung des Hirns mit Vorstellungen; denn da das Wollen das Wählen einer Vorstellung ist, so ist Wollen ohne Vorstellung unmöglich. Was überhaupt gewollt werden kann, darüber entscheiden Qualität und Quantität der Vorstellungen.

Für den Ausfall des Wahlaktes, des Wollens, ausschlaggebend ist die Kraft, das Gewicht der *Motive*, d. h. der Vorstellungen und Vorstellungscomplexe, die sich in Beziehung auf die Zielvorstellung gegenseitig entgegenstehen. — Innerhalb dieser Motive aber liefern die *Gefühle* das für die Entscheidung für oder wider ausschlaggebende Moment, indem die Wahl nach der Richtung jener Motive ausfällt, deren Färbung durch Gefühle die intensivere ist. Die Bewegungsrichtung des Wollens erfährt zudem durch die Gefühle ihre ganz bestimmte Vorzeichnung durch die Tatsache, dass Gefühle der Lust Willensakte provoziren im Sinne des sich Bemächtigens eines Gegenstandes, im Sinne einer Agression, Gefühle der Unlust solche der Abwehr.

Die Vorstellung eines Spazierganges ist noch kein Wollen und keine Willensäusserung, trotzdem darin Bewegungsvorstellungen mit enthalten sind. Damit mit Rücksicht auf diese Vorstellung ein Willensakt stattfinde, müssen andere, entschieden lust- oder unlustvoll gefärbte Vorstellungen zu ihr in Beziehung treten. Diese Vorstellungen — z. B. der Erholung des Genusses schöner Aussicht, anderseits der Ermüdung, des möglichen Durchnässtwerdens — treten mit der Vorstellung des Spazierganges als Motive in Verbindung, und je nach der überwiegenden Kraft der einen oder der andern erfolgt der positive oder negative Willensentschluss und deren Äusserung: Unternehmung oder Unterlassung des Spazierganges.

Wenn wir von der innern Willenstätigkeit — als nicht weiter in den Rahmen dieser Erörterungen fallend — absehen, so erscheint in der einzelnen, in der Handlung nach aussen projicirten Willensaktion der Wille, resp. das Wollen als jene geistige Leistung unseres Hirns, die sich in der Reizung von Muskelinnervations-Vorstellungen durch mit Gefühlen gekräftigte anderweitige Vorstellungen äussert, und die an das Grundmotiv der Förderung der eigenen Individualität gebunden ist.

Dass wir die Handlungen der Menschen unter gewissen Umständen als Ausflüsse eines *freien Willens* ansehen, wäre nach der soeben gewonnenen Einsicht in Wesen und Bedingungen der Willenstätigkeit eine Illusion, wenn damit die Unbedingtheit einer als Wille bezeichneten Hirnerscheinung ausgedrückt sein sollte. Wenn wir vom „freien“ Willen im gewöhnlichen Sinne des Wortes sprechen, so ist diese Bezeichnung eine uneigentliche, und wir haben darunter vernünftigerweise nicht eine dem Hirn als solchem von Natur aus zukommende, spontan aus ihm sich ergiessende Quelle seelischer Erscheinungen zu verstehen, sondern begreifen mit diesem Ausdruck jene Willenserscheinung, wie sie sich bei jedem normal beanlagten und entwickelten Menschen auf Grund seiner allgemeinen und besondern Hirnanlage, seines erworbenen Denkinhaltes und seiner Art zu fühlen ausspricht. Diese

Willensäusserungen erscheinen aber nur dann als freie, wenn die physiologischen Bedingen des Hirns, unter denen sie entstunden, normale sind. Jede Willensäusserung aber, deren Grundlagen nicht unter den als normal bezeichneten Verhältnissen gebildet sind, erscheint nicht mehr als Äusserung des freien Willens, sondern als gebundene oder unfreie Willensäusserung.

(Fortsetzung folgt).

Über Schulaufsätze.

Kurze Besprechung der „Aufsatzstoffe aus den Realfächern“. Schulblatt Nr. 15 u. folgende.

Das Schulblatt sollte vielmehr, als dies der Fall ist, ein Sprechsaal sein, mit gehöriger, allseitiger Diskussion. Nicht nur die Referenten in irgend einer bestimmten Frage sollten wir da hören, sondern auch den Widerhall, den ein Referat, eine Abhandlung, eine Anregung im Lande herum findet. Ein Wort der Zustimmung, noch so kurz, ermuntert den Verfasser zu neuer Arbeit und gibt seinen Auseinandersetzungen mehr Kraft. Aber auch die Gegner dürften sich jeweilen mehr hören lassen, das würde zu einem genauen Abwägen des Für- und Wider führen, zu einem allseitigeren Prüfen, was das wirklich Gute sei.

Auf diese Weise käme viel zu viel Polemik in's Schulblatt! höre ich bemerken. Warum nicht gar! Wer hat denn nicht Freude, hin und wieder etwas Polemisches zu lesen? Nein, ein bischen Schlag und Gegenschlag, das tut gut. Nur darf es nicht gar zu bunt werden, wie z. B. im Schulblattstreit seligen Angedenkens, nur muss man es immer herausfühlen, dass das Interesse für die Sache die Feder geführt hat, wenn auch hin und wieder eine persönliche Zuspitzung nicht zu umgehen war.

An wen diese Bemerkung gerichtet seien? An wen? Doch sicher nicht an die Redaktion, denn diese ist wohl der Hauptsache nach mit mir einverstanden;*) wohl aber an die gesammte Kollegenschaft, die Glieder des schönen und die des weniger schönen Geschlechtes. Unser bernisches Lehrerkorps weist die stattliche Zahl von 2000 auf. Von diesen 2000 Gliedern hat doch sicher das eine und das andere gelegentlich etwas auf dem Herzen, sei es beim Lesen des Schulblattes, sei es sonst. Würde je im hundertsten Fall — das ist doch gewiss nicht viel verlangt — dieses etwas zu Papier gebracht und der Redaktion des Schulblattes zugesannt, so dürfte dies den Lesern recht angenehm sein, indem es in *kleinen Artikelchen* rege Abwechslung böte. Also drauf und dran!

Dies statt der Einleitung.

Die im Laufe des letzten Frühlings im Schulblatt erschienenen Musteraufsätze verdienen eine Besprechung. Musteraufsätze sollten es ja wohl sein, wenn nicht für den Lehrer, so doch für den Schüler; der Verfasser nennt sie allerdings bescheiden blos „Aufsatzstoffe“.

Das erste Gefühl, das sich uns aufdrängte, war das, es werde zu hoch gegriffen. „Das cholerische Temperament“, so heisst das erste Thema. Himmel und Doria! Was würde man sagen, wenn so ein Schulkommissär vergangener Zeiten aus dem Grabe stiege, vor die Oberklasse einer gut situirten Primarschule oder einer Sekundarschule hinträte und dieses Thema aufgäbe? Und solche Leute, würde es heissen, die von der Leistungsfähigkeit von Kindern im Alter von 14 und 15 Jahren gar keine Ahnung haben, die macht man zu unsern Vorgesetzten, die sollen an unsere Arbeiten den richtigen Massstab anlegen, uns Räte erteilen können?!

Nun, so ist's ja nicht gemeint. Natürlich wird der Stoff vorher gründlich besprochen. — Ich wünsche Glück zu diesen Philosophiestunden. Der werte Kollege muss in seiner Klasse ganz ausgezeichnete Köpfe oder vorzügliche Papageien haben.

Und nun die Form. Man wird mit mir einig gehen, dass, wenn der Stoff auch den Realfächern entnommen wird, doch auch auf eine nette sprachliche Darstellung: richtige Anordnung, möglichste Vermeidung stilistischer Härten und namentlich auf korrekten Satzbau gehalten werden sollte. Sehen wir, wie es in Bezug auf letztern Punkt in den betreffenden Aufsätzen steht, und wählen wir dazu Nr. 19: „Die Kuh“.

„Ist sie auch nicht so gelehrig, wie das Pferd, so übertrifft sie es im Nutzen doch weit.“ Das sind ja ganz verschiedene Dinge; oder stehen sonst das Gelehrigsein und der Nutzen unserer Haustiere in Wechselbeziehung?

„Die Berg- oder Weidkuh kennt noch nach Jahren den Platz, den sie einmal eingenommen.“ Ein oft vorkommender Fehler: Weglassen des Hülfsverbs, aber nichtsdestoweniger ein Fehler; in guter Prosa liest man so was nicht.

„Kopf und Hörner der Kuh sollen leicht sein, ohne viele krause Haare, was mehr männliche Art mit Kraft und Wildheit, aber geringern Milchertrag bedeutet.“ Die Hörner ohne viele krause Haare? viele Haare? doch wohl viel Haar, denn es kommt Niemand in den Sinn, sie zu zählen. Aber zudem sagt der Verfasser im Nebensatze das Gegenteil von dem, was es sagen will, nämlich: Hat die Kuh Kopf und Hörner leicht und nicht viel krause Kopfhaare, so bedeutet *dies* mehr männliche Art. Das bezügliche Fürwort muss eben heissen „welche“, nicht „was“, weil es sich nicht auf den ganzen Satz, nur auf „Haare“ bezieht. Soll es sich aber auch auf „schwerfälligen Kopf“, „starke Hörner“ beziehen, nun, dann hätte der Verfasser eben den Satz ganz anders aufbauen müssen, z. B.: Ein schwerfälliger Kopf mit starken Hörnern und viel krausem Haare deutet nicht auf einen vorzüglichen Milchertrag hin, vielmehr auf männliche Art mit Kraft und Wildheit.

„Hörner, die in 10.—15. Monat zirka abfallen, wachsen vollständig wieder nach.“ Hier hat wohl der Setzer den Bock gemacht, und es sollte heissen: *im* 10.—15. Monat, oder aber in *10—15* Monaten. Dann bleibt aber immer noch das „zirka abfallen“; was heisst das: Sie fallen zirka ab? Offenbar wollte der Verfasser sagen: Hürner, die in zirka (deutsch: ungefähr) 10—15 Monaten abfallen etc.

„Das Stechen im Falle von Blähung muss deshalb, *vom Schwanze nach dem Kopfe geschaut*, in die linke Hüftgrube geschehen.“ Für wen ist es denn nötig, zu sagen, wie man rechts und links bestimmt? Bei Fluss- und Seeufern, ja, da muss dies allerdings den Schülern erklärt werden; aber dann sitzt es fest, und es kommt keinem Zeitungsschreiber, keinem Verfasser eines geographischen Lehrbuches in den Sinn, hinzuzufügen: wenn man stromabwärts schaut. Was aber bei einer Kuh rechts und links sei, das weiss Jeder, der überhaupt rechts und links unterscheiden kann.

„Der Stier dagegen ist weit stärker als das Pferd und zwar nach dem Körpergewicht 2—3 Mal.“ Nach dem Körpergewicht? und was für ein anderer Faktor macht sich noch geltend? Ferner: 2—3 Mal „weit

*) Ja wohl, sehr! *D. Red.*

stärker"? Es soll heissen: und zwar, *je* nach dem Körpergewicht, 2—3 Mal *so stark*.

„Besonders bemerkenswert ist bei der Kuh der Magen mit seinen vier durch Einschnürung entstehenden Abteilungen." Bemerkenswert? ja wohl, das ist er sogar beim Menschen, ob eingeschnürt, was bekanntlich auch vorkommt, oder nicht.

„Durch eine würgende Bewegung gelangen die Futterkugeln in das Maul, wo sie durch 45 Mahlschläge fein zerkaut *sind*." Doch wohl erst „zerkaut werden". „Nun kehrt das Futter in den Magen und zwar auf die rechte Seite." Ausgelassen: zurück.

„Die Einweichung des Futters im Pansen erlaubt der Kuh, *sehr rasch in einer Stunde* zu fressen." Nicht verstanden! Sollte es heissen: sehr rasch zu fressen und sich in einer Stunde zu sättigen?

„Die Fleckviehrasse gibt täglich 7,5 Liter, die Schwyzerrasse 8,3 Liter Milch." Die Rasse? nicht die einzelne Kuh? Eine sehr kühne Abkürzung oder Sprachfigur.

„In der Schweiz gibt es die Haslithal-, die Simmenthal-, die Freiburger- und Schwyzerrasse. Soll heissen: und die Schwyzer Rasse. Ein derartiges Unterdrücken des Artikels kommt in Schülerarbeiten vielfach vor, soll aber absolut korrigirt werden, denn nach obigem Wortlaute wären Freiburger und Schwyzer Rasse ein und dasselbe. Und wenn Haslithalrasse, warum dann nicht auch Freiburgrasse.

Doch genug. Der Beweis dafür ist wohl geleistet, dass, wer für die Öffentlichkeit schreibt, sich in Bezug auf Sprachdarstellung etwas mehr in Zucht nehmen sollte. Die deutsche Prosa hat sich in den letzten Jahrzehnten so sehr bereichert, dass es uns an guten Vorbildern nicht fehlt. Diese sind ganz besonders auch für den Lehrer da.

Das Bestreben, das realistische Gebiet bei Aufstellung der Aufsatzthemen zu berücksichtigen, wollen wir allseitig bestens begrüssen.

Schulnachrichten.

Bern. *Kreissynode Aarberg.* (Korr.) Wie es scheint, erfährt der Beschluss, den unsere Synode in Bezug auf das Zirkular der Kreissynode Wangen gefasst hat und der in meiner kurzen Berichterstattung in Nro. 29 des „Berner Schulblatt" reproduzirt ist, verschiedene Interpretationen. Es wurde mir ferner seither auch mitgeteilt, einzelne Kollegen, die doch seinerzeit mit der grossen Mehrzahl der Anwesenden gestimmt, hätten dritten Personen gegenüber bemerkt, der Beschluss habe nicht genau den Sinn gehabt, den ich ihm im „Schulblatt" beilege. Da muss ich schön bitten! Einmal habe ich zu bemerken, dass die Resolution in meiner Korrespondenz buchstäblich wiedergegeben ist, wie sie gefasst wurde; zum andern habe ich ihr weder diese noch jene Bedeutung beigelegt, habe ich sie doch nackt und blos reproduzirt, ohne auch nur eine einzige Bemerkung daran zu knüpfen.

Indem ich aber einem an mich gestellten Wunsche gerne nachkomme, füge ich hier nachträglich ergänzend zu Handen der damals abwesenden und eines weitern Leserkreises bei — ich bin überzeugt, es geschieht im Sinne der grossen Mehrzahl der an der Sitzung Anwesenden — dass *der gefasste Beschluss durchaus nicht gegen ein aus Fachleuten bestehendes Inspektorat gerichtet sein sollte und auch nicht als Kundgebung gegen unsere zu Recht bestehenden diesbezüglichen Einrichtungen aufgefasst werden kann.*

Es lässt sich nach meiner Ansicht aus der motivirten Abweisung auch nicht ein solcher Schluss ziehen, ohne ihr einigen Zwang anzutun.

Ich füge hier noch bei, dass die Frage, ob Fachinspektoren oder Bezirksschulpflegen oder irgend ein anderer Modus der Schulaufsicht vorzuziehen sei, gar nicht einlässlich besprochen worden ist. Die im Laufe der Diskussion geäusserte Ansicht, die Lehrer hätten in dieser Angelegenheit nicht in erster Linie vorzugehen, die Herren Inspektoren möchten sich für ihre Haut selber *zuerst* wehren, es sei überhaupt in Sachen noch gar nichts beschlossen und die Lehrerschaft habe einstweilen keinen Anlass, einzugreifen, es sei noch früh genug zu einer Kundgebung, wenn ein Angriff auf das Inspektorat, wie es zur Zeit bestehe, erfolgt sei und bis man sehe, was allfällig an seine Stelle gesetzt werden wolle, diese Ansicht gewann Oberwasser, um dieselbe drehten sich die meisten Voten und sie soll im Beschluss, den ich der Tit. Redaktion des „Schulblatt" zugestellt habe, verkörpert sein. Ich habe mich damals aller Kritik enthalten und ich musste mir eine solche um so mehr versagen, als sämmtliche Redner, die für Abweisung plaidirten, durchaus bei der Sache blieben. Ich will auch heute nicht untersuchen, ob der mitgeteilte Beschluss der beste war, den unsere Synode hätte fassen können, ob sie richtig gehandelt, wenn sie beschliesst, man wolle sich das Wasser in den Mund laufen lassen, bevor man nach dem rettenden Strohhalm greift: das geht den Berichterstatter nichts an, auch wenn er mit der Mehrheit nicht einverstanden wäre, wie es diesmal tatsächlich der Fall war. *K.*

Der Apis Ägyptens und die Bären Berns.

(Fortsetzung.)

So steht Apis vor uns als ein kultisches Wesen, als ein sinnenfälliges Verehrungsobjekt, das mit der Länge der Zeit einer ganzen Zahl egyptischer Hauptgötter zur Offenbarmachung ihrer besondern Würde und Bedeutung gedient hat. Wie Ra auf Muevis, so haben der Reihe nach der memphitische Sonnengott (Ptah), der uralte Nilgott (Hapi), der vom Sonnen- zum Totengott avancirte Osiris, auf den Apis ihre Herrlichkeit herniedergesenkt.

Aber auf ein Tier! Und worüber wir uns noch mehr verwundern, ein so plumpes, ungeschlachtes, so wenig durchgeistigtes Geschöpf, wie diesen Stier! Welche seltsame Verwirrung der religiösen Phantasie!

Wenn es noch ein *Menschendienst* gewesen wäre — denken wir unwillkürlich! — Wenn etwa der König Egyptens, als irdische Abstrahlung der göttlichen Majestät angeschaut, unter Opfer und Anbetung seine Verehrung in Tempeln gefunden hätte! Das gliche doch eher der naiven Phantasie kleiner und grosser Kinder, die sogar noch heute — doch nicht nur in moralisch raffinirter, sondern gewiss zunächst in poetisch harmloser Weise — „den lieben Gott einen guten Mann sein lässt".

Nun, das fehlte den Egyptern nicht. Der König, der Pharao, dessen Benennung man früher selbst vom Sonnengott Ra ableiten wollte, *) war wirklich den Egyptern „die Fleischwerdung des höchsten Gottes. der sein reiches Füllhorn der Gaben und des Segens über das glückliche Land ausgiesst"; und als solcher sitzt z. B. der vergötterte grosse Ramses (der bekannte Bedrücker Israels) abgebildet im innersten dunkeln Heiligtume des Felsentempels von Abu Simbel, umarmt von den drei höchsten Göttern, und an den Wänden ist er dargestellt, wie er sich selber Opfer darbringt.

Eine Selbstvergötterung, wie sie nun nach diesem altegyptischen Muster an der (allerdings fratzenhaften übertriebenen) Nachahmung der römischen Kaiser uns nicht mehr so erstaunlich seltsam vorkommen wird. Vielmehr — ist es nicht ein psychologisch (und politisch!) sehr gut erklärbarer Nachhall vom alten Rom her in

*) Man weiss nun freilich, dass bloss eine sehr gewöhnliche Übertragung vom bewohnten Raum auf den Bewohner im Spiele steckt. Wie wir auch etwa sagen: „das ganze Haus" ist im Aufruhr; „die ganze Stadt" redet davon; Rom hat gesprochen"; „der königliche Hof"; „die hohe Pforte"; „der Diwan" — so ist „Pharao" nichts anderes als eg. „per-aa" (zwischen beiden a ein Stimmansatz), will sagen: das grosse Haus, der Königspalast.

unsere Zeit hinein; wenn noch letzthin der Priester von *) öffentlich erklären konnte, mit der päpstlichen Unfehlbarkeit stehe und falle das Christentum? Und wenn das „Königtum von Gottes Gnaden", das z. B. dem nüchternen Engländervolk bei seinem ausgebildeten Parlamentarismus noch viel weniger nützt als ein Tüpfchen auf dem i, ihm doch alljährlich eine Summe von mehr als 15 Millionen (Franken) verschlingt, womit jährlich eine halbe Million Kinder in splendider Weise vor Hunger und Verwahrlosung gerettet werden könnten, wobei aber die englische Noblesse immer noch klagt, dass die Königin ihr zu wenig brauche, zu wenig Staat mache. — —

Wer preist da nicht zugleich die Vorsehung der Geschichte, welche die Fürstenvergötterung, geistliche und weltliche, doch eine als eigentliches Element des Volksgeistes von den „oberen Zehntausend" her in die tiefsten Schichten hinabdringen liess!

Nicht einmal die rein künstlerische Veranschaulichung der Götter bei den alten Griechen machte je ein Moment ihres wahren Volksgeistes aus. Nicht die prächtigen Zeus- und Apollo-Statuen eines Phidias und Peaxiteles, sondern höchstens die alten unförmlichen, roh aus einem Baum geschnitzten Formen fesselten die andächtige Menge — bis diese Verehrung, im Volksgemüt veraltet und abgedorrt wie der Baum selbst, auch von selber abstarb.

Also das Anschauen göttlicher Majestät in natürlicher oder künstlicher Menschengestalt übte nie eine eigentliche bleibende Zugkraft, war je nur ein vorübergehendes Phänomen. Ein tieferer und gewiss gesunderer Instinkt trieb die Menge, die absolut „schauen" wollte, zur Verehrung des ganz anders gestalteten und doch hinwieder dem Menschen so auffällig wesensverwandten *Tieres*.

Aber wenn es nun doch ein Tier sein sollte, warum denn nicht der König der Tiere, der mähnenschüttelnde Löwe? Oder der Adler mit seinem Alles durchdringenden Scharfblick?

Da hatte, sagen wir uns, nun wirklich der Indogermane einen feinern Sinn, einen geläutertern Geschmack, als der Egypter. Dem Griechen ist ja wirklich der *Adler* die Offenbarungsform des höchsten Gottes Zeus; in seine Gestalt kleidet er sich, wenn er die Ägina rauben will u. dgl. Nicht minder fehlt er dem herübergenommenen römischen Jupiter als Attribut, zu schweigen von ähnlicher Auffassung der Perser, der Hindu, der Germanen. So gilt ja auch noch jetzt in manchen Gegenden die Begegnung mit einem Adler als Glückszeichen. Und wenn die Perser einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln als Symbol der „königlichen Würde von Gottes Gnaden" vor dem Heere hertrugen; wenn die römischen Legionen ihn als Feldzeichen, später auch als Orden brauchten; wenn er in unserer Zeit noch dem französischen Kaiserreich, dem preussischen und ganzen deutschen Reich, sowie der Austria als Wappenfigur, sogar dem nordamerikanischen Wappenschild als Träger diente oder dient — was ist das anders, als ein glänzender Überrest alter Mythologie, dessen nur die Heraldik statt der Cultus sich hat bemächtigen können.

Dem Zeus mit seinem Adler entspricht Poseidon mit dem Delphin, der Heilgott Arklopias mit der Schlange, Hera mit dem Pfau, Venus mit der Taube oder dem Spatz, Diana mit der Hirschkuh und Athene mit der Eule.

Eulen nach Athen tragen und diese Beispiele mit Parallelen z. B. aus dem germanischen Heidentum vermehren, wollen wir nicht. Wir gedenken nur noch der selbständigern Bedeutung, welche im deutschen Aberglauben und in der europäischen Fabel gewissen Tieren zukommt: Dem Tod verkündenden (Unglücks-) Raben und Kukuk, dem Wetterpropheten Hahn und Specht, den gute Ratschläge bringenden und daher noch heute so gern gesehenen Schwalben und Störchen, dann dem Pferd und Hund, welche Geister sehen können; anderseits dem Löwen (König Nobel), dem Bären (Braun), dem Wolf (Isegrim), dem Fuchs (Reineke). — Auch hier nichts anderes als sehr energisch in der Volksphantasie erhaltene Reminiscenzen ursprünglichen Tierdienst's, vom Christentum als Aberglaube dem Untergang geweiht, sofern sie sich nicht auf das Feld der reinen Poesie hinüberzuflüchten und sich da eine neue Existenzberechtigung zu sichern wussten.

(Fortsetzung folgt).

*) Wo doch?

Literarisches.

Erklärung der Orgel-Register *mit Vorschlägen zu wirksamen Register-Mischungen, von* **Carl Locher,** Organist an der katholischen Kirche in Bern. (Bern, Verlag von Nydegger & Baumgart).

Diese Arbeit hat in Fachkreisen die grösste Anerkennung gefunden. Sie ist die Frucht jahrelanger Beobachtungen und gewissenhafter akustisch-physikalischer Fachstudien. Professor *Helmholtz* in Berlin, dem die Schrift gewidmet ist, schreibt: „Durch die Ausarbeitung vorliegender „Erklärung der Orgel-Register" ist den Freunden des Orgelspiels und denen, die sich für Bau und Wirkung der Orgeln interessiren, offenbar ein angenehmer Dienst geleistet worden; denn ich weiss aus eigener Erfahrung, wie schwer es mir wurde, für meine Studien über die Ton-Empfindungen die nötigen Nachrichten zusammenzufinden. Ich zweifle daher nicht an dem guten Erfolg dieser Schrift." Und der bekannte Meister und Theoretiker Dr. Volckmar lässt sich wie folgt vernehmen: „Das vorliegende, splendid ausgestattete Werk ist der Erfolg weitgehender, mit grosser Sachkenntnis gemachten Studien, Forschungen und Versuchen auf dem Gebiete der Orgel-Register. Es ist nicht bloss eine alphabetische Aufzählung derselben, sondern es enthält auch eine gründliche Belehrung über das Material der Register im Allgemeinen, über den Charakter derselben, sowie über deren Combinationen, worüber man sonst in den einschlägigen Werken so wenig findet. Die Angaben über die Literatur sind sehr reichhaltig. Man kann das Werk nur mit voller Wärme begrüssen und dem Verfasser aufrichtigen Dank zollen. Dasselbe sollte in der Hand jedes Organisten sein."

Herr Locher hat in der sonst mehr international gehaltenen Schrift auch den Organisten an kleinern Orgeln dienen wollen; darum hat er auch die mit den kleinsten Orgeln möglichen Register-Mischungen angegeben, und kleinere schweizerische Werke neuern Datums, wie die Orgeln von Brienz, Langnau, Colombier u. s. w. zitirt.

Die Locher'sche Arbeit, die ihren Ursprung einem der vom bernischen Synodalrat angeordneten Organistenkurs zu verdanken hat, wird gewiss gerade an solchen Kursen mit grossem Vorteil benutzt werden und wesentlich dazu beitragen, dass nach und nach recht viele unserer Kirchen mit guten Orgelwerken ausgestattet werden.

So schreibt Hr. Pfr. G. St. in Gr. Nicht weniger günstig lauten die Urteile neuerer Recensionen der schönen Schrift.

Professor Dr. *Faisst* in Stuttgart qualifizirt, unter'm 9. Juli, diese Schrift nicht nur als verdienstvoll, schätzbar und von ausgezeichneter Ausstattung, sondern als eine teilweise durchaus neue und den Organisten empfehlungswürdige Arbeit. A. G. Ritter's Nachfolger als preussischer Regierungs-Orgelrevisor, Professor *R. Palme* in Magdeburg, gibt folgende Recension, datirt vom 12. Juli, ab: „Vorliegendes Werk, *bisher einzig in der Literatur*, habe ich mit grossem Interesse durchgesehen und empfehle es jedem, der Belehrung über diesen wichtigen, nicht selten vernachlässigten Gegenstand sucht, auf's Angelegenlichste. Die ganze Schrift zeugt von grosser Sorgfalt, vollkommener Fachkenntnis und, in Bezug auf Klangwirkungen, von dem feinen Geschmack des Verfassers; dabei ist die Darstellung des reichen, alphabetisch geordneten Stoffes trotz gedrängter Kürze völlig klar, so dass Niemand, der sich für die Sache interessirt, das Buch unbefriedigt aus der Hand legen wird." *P. de Wit* (Leipzig) schreibt in der Zeitschrift (Centralorgan) für deutschen Instrumentenbau: „Es ist dem Verfasser gelungen, ein wirklich gediegenes Werk zu erstellen, das für Orgelbauer wie für Orgelspieler von gleich hohem Interesse ist. Er behandelt bei aller Kürze das reichhaltige Material in erschöpfender und dabei leicht verständlicher Weise." Als bezeichnend, wie günstig diese orgelliterarische Novität in dem massgebenden Deutschland überhaupt aufgenommen wird, dürfte auch die Tatsache dienen, dass der *Berliner Organistenverein* in seiner Sitzung vom 29. Juni eines seiner Mitglieder speziell beauftragte, dem Verfasser seine Arbeit zu verdanken und die Aufnahme derselben in die Bibliothek des Berliner Organistenvereins verfügte. — Wir denken, solche Urteile seien eine hinlängliche Empfehlung der Locher'schen Arbeit.

Versammlung der Conferenzen Bolligen und Biglen-Worb-Walkringen

Samstag den 13. August 1887, Morgens 9 Uhr, auf dem **Dentenberg.**

Traktanden:

1. Vortrag über die Pilze von Hrn. Schulinspektor Stucki in Bern.
2. Vortrag über das Sanitätswesen in der eidgenössischen Armee, von Hrn. Lehrer Ruch in Utzigen.

Zu zahlreichem Besuche laden ein

Die Vorstände.

☛ Ein junger Lehrer könnte während der Herbstferien bei Catasterarbeiten im Oberlande behülflich sein. Eintritt sofort oder möglich bald.

Derendinger, Geometer, Sumiswald.

Billiges Notenpapier

Marschbüchlein, etc., zu beziehen durch die

Buchdruckerei J. Schmidt.

Verantwortliche Redaktion: **R. Scheuner,** Sekundarlehrer in Thun. — Druck und Expedition: **J. Schmidt,** Laupenstrasse Nr. 12, in Bern.